



Florian Gottschick machte 2013 sein Diplom in Filmregie an der Filmuniversität Babelsberg. Die Filme unter seiner Regie liefen auf über 70 internationalen Filmfestivals. Sein Diplom-Film »Nachthelle« wurde für den Grimme-Preis nominiert. Seine Komödie »Du sie er & wir« ist 2021 als Netflix Original erschienen und war international ein Erfolg. Er lehrt als Dozent Filmschauspiel, Drehbuch/ Dramaturgie und Filmregie. »Henry« ist sein Debütroman und wird derzeit verfilmt.

Henry in der Presse:

»Die entspannteste Entführungsgeschichte aller Zeiten.« *WDR 1Live Stories*

»Florian Gottschick findet eindruckliche bezaubernde Bilder, einen schönen Rhythmus, schreibt kurzweilige Dialoge und der Plot ist auf jeden Fall filmreif.« *NDR Kultur »Neue Bücher«*

»Unvorhersehbar und originell!« *freundin*

»Eine abwechslungsreiche, zarte und witzige Geschichte, mit der Gottschick beweist, dass er nicht nur auf der Leinwand von den Irrwegen des Lebens erzählen kann.« *Galore*

Florian Gottschick

HENRY

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Für Rike

und ihren Mann Thomas
mit Theresa und Hendrik

Erwarte das Glück schlafend.

Japanisches Sprichwort

Eine Dummheit zu begehen ist kein Verbrechen.

Sie nicht zu Ende zu bringen, das schon.

Sergej Lukianenko

Sternenspiel

»Polizei Notruf?«

»Ja, hallo, mein Kind ist entführt worden.«

»Wo ist das passiert?«

»Zu Hause, hier zu Hause.«

»Wie ist die genaue Adresse?«

»Bamberger Straße 30.«

»Wie ist Ihre Postleitzahl?«

»Ich ... Bitte fahren Sie los! Die können noch nicht weit sein!«

»Bitte bleiben Sie ruhig, und geben mir Ihre Postleitzahl.«

»10797, nein, 79.«

»Sind Personen verletzt? Sind Sie verletzt?«

»Nein ... nein ...«

»Wie ist Ihr Name?«

»Die können noch nicht weit sein!«

»Bitte bewahren Sie Ruhe, nennen Sie mir Ihren Namen.«

»Angermeier mit e-i.«

»Ein Wagen ist unterwegs, Frau Angermeier. Jetzt sagen Sie mir bitte, was genau passiert ist.«

»Nein, Sie sollen doch nicht zu *mir* fahren! Sie sollen ... die sind vielleicht gerade mal ein paar Straßen weiter!«

»Bitte bewahren Sie Ruhe, und beantworten Sie meine Fragen. Setzen Sie sich hin, Frau Angermeier, und schauen auf einen fixen Punkt. Und jetzt erklären Sie mir, was genau passiert ist.«

2

Statistiker gehen davon aus, dass weltweit 2,6 Millionen Geschlechtsakte im gleichen Moment vollzogen werden. Während sich Nigerianer mit rund 24 Minuten die meiste Zeit dafür nehmen, ziehen die Deutschen die Erhebung mit nur 15,2 Minuten nach unten. Was ihnen nicht unangenehm sein muss, denn ein Forscherteam aus den USA soll festgestellt haben, dass die ideale Dauer 13 Minuten beträgt.

Der Akt, um den es hier geht, ist in diesem Moment einer von 19 im Berliner Bezirk Wilmersdorf, einer von 1230 in der ganzen Stadt und von 19748 in ganz Deutschland.

Die eher schlechte Statistik für diesen Abend kann eventuell nach dem anstehenden Fußballspiel Deutschland gegen Frankreich nach oben korrigiert werden. Demografen hoffen auf einen guten Spieldausgang. Und dennoch ist es müßig zu erwähnen, dass die Deutschen kein sexuell sehr aktives Völkchen sind. Während in Frankreich, Italien und Spanien Konflikte über einen einfachen Beischlaf beigelegt werden, tun sich die Deutschen schwer damit, die Aktivität vom Hirn in den Schritt zu verlegen. Im Kongo und in Angola gibt es sogar Affen, nämlich Bonobos, die das den Deutschen voraushaben.

Der Akt, um den es sich hier dreht, endet wie einer von dunkel geschätzten 5 Millionen im Jahr in Deutschland: mit der Befruchtung. Die kleine Samenzelle erweist sich auf ihrem

Marsch durch die Uterushöhle schon in ihrem zarten Alter von drei Stunden als stur und im Wettkampf ihren mehr als 116 Millionen Genoss*innen überlegen. Weit über die Hälfte ist sowieso in den falschen Eileiter abgebogen – Sackgasse. Spektakuläre 9 Minuten und 8 Sekunden nach der Ejakulation durchstößt sie, später auf den Namen Henriette getauft, mit ihrem X-Chromosom die Gallerthülle der Eizelle, nur um sie daraufhin eigennützig zu fertilisieren. Aus einer puren Laune der Natur heraus wird die bisherige Alleinherrscherin über diese Eizelle entmachtet.

Von allen 398 Eizellen, die sie im Laufe ihres Lebens produziert haben wird, ist dies die erste (und letzte) befruchtete.

3

Ihr Höhepunkt verebbt gerade, und Marion hält sich die Hand ermattet an die Schläfe. Sie hört Thomas lachen, wie jedes Mal, wenn er wie ein Pferd, oder den Geräuschen zufolge wie ein Walross, gekommen ist. Warum tun Männer das nur immer nach ihrem Orgasmus? Thomas liegt auf Marions Schlüsselbein und fasst an ihren linken Busen, vielleicht um sich zu vergewissern, dass er auch nach dem Sex noch da ist. Drückt zwei Mal zu, ohne hinzusehen, und kratzt sich dann mit der gleichen Hand umständlich am Rücken. Marions Gedanken schweifen ab. Zu all den Aufgaben, die sie noch zu erledigen hat, bevor sie ihre Diplomarbeit abgibt. Sie geht die einzelnen To-dos im Kopf durch. Thomas' Hand wandert zu dem Kondom, er zieht sich aus ihr zurück und rollt sich von ihr herunter. Marion presst die Lippen zusammen.

»Woran denkst du?«

An nichts, will sie sagen. »Dass ich noch zum Copyshop muss«, antwortet sie stattdessen.

Er lacht auf.

Die Zeit dehnt sich aus, zumindest wenn sich Marion später an den Augenblick erinnert, als Thomas an sich heruntergeschaut und einen Fluch ausgestoßen hat. Um daraufhin mit seinen zitternden Händen – zitterten die wirklich?, fragt sich

Marion im Nachhinein – die Latexreste von seinem erschlafenden Glied zu ziehen.

»Schatz?«

»Was ist?« Marions Blick fällt auf die Überreste des Kondoms. Gedanken überschlagen sich und galoppieren in wirre Richtungen davon.

»Ich habe nicht gespürt, dass es kaputtgegangen ist«, bezeugt Thomas hilflos.

»Ich auch nicht. Ich dachte immer, es macht irgendwas, wenn es reißt. Dass es zieht.«

»Bei mir hat nichts geziept.«

»Bei mir auch nicht.« Marion zwingt sich, ruhig zu bleiben, aber Panik schleicht sich in ihre Stimme: »Du hast mich quasi ohne Präser gebumst. Fühlt man das nicht?!«

Thomas will mit den Schultern zucken, weiß aber, dass Marion das hasst. Er unterdrückt den Impuls, sagt stattdessen: »Es war unglaublich schön.«

Marion rollt mit den Augen, bevor ihr einfällt, dass Thomas das eigentlich hasst. Marion steht auf.

»Ich mach jetzt mal besser keine Kerze«, sagt sie beschwichtigend, aber nicht ganz ohne den Klang eines Vorwurfs, und geht ins Bad.

Marions Regel bleibt aus. Henriette hat es geschafft, das Ruder zu übernehmen. Kein Wunder, sie ist ja auch Marions Tochter. Da stoßen zwei Gemüter aufeinander, die ähnlicher nicht sein könnten. Die beiden Leben gehen weiter. Während es sich Henry in der Gebärmutter gemütlich macht, verteidigt Marion ihre Diplomarbeit. Sie hadert nur selten mit der Situation, und wenn, dann aus verletztem Stolz. Ihr Plan wurde ohne Absprache mit ihr geändert. Eine Änderung, die ihre Lebensziele, so nimmt sie sich vor, so wenig wie möglich beeinflussen soll.

Thomas schlägt Marion vor, die erste Zeit für sein Start-up zu arbeiten. Marion lehnt launisch und beleidigt ab:

»Du glaubst also, nur weil ich jetzt schwanger bin, kann ich nicht mehr meine eigene Karriere machen, oder was? Wir haben die Zweitausender!«

Thomas bleibt gelassen. Er ist jemand, der es intuitiv drauf hat, statt in Konfrontation in eine Umarmung zu gehen. Und so lange »schschsch« zu machen, bis sich Marion beruhigt hat.

Keine 276 Tage mehr, da bahnt sich Henriette ihren Weg in die Welt. Marion bekommt – wie weitere 665126 Frauen in Deutschland – ein kleines, wunderschönes, verrunzeltes und der Welt gegenüber durch und durch misstrauisches Baby.

4

Henry hat ihren Kosenamen von ihrer Großmutter, die findet nämlich, dass sich »Henriette« sehr nach einer feinen Lady anhört. Aber für eine Lady ist Henry doch viel zu keck! Sie versteht es, die Menschen um sich herum zu bezirzen. Und sie hat, wie Marion, ihren eigenen Kopf und ist, wie Marion, über alle Maßen stur. Thomas ist der einzige Mensch, der sich ihr gegenüber durchsetzen kann. Und das auch nur mit einer wasserdichten logischen Argumentationskette. Denn seit Henry vier Jahre alt ist, kann sie es nicht mehr leiden, wenn man sie als Kind behandelt; wenn Erwachsene glauben, sie müssten ihre Sprache kindgerecht anpassen.

Henry nimmt die Welt nicht hin, wie sie ist, sie erforscht sie. Zu allem hat sie Theorien und erklärt sich Funktionsweisen von allerlei Gerätschaften auf zwar naive, aber oft erstaunlich logische Weise.

»Na, wer bist du denn, kleine Dame?«

»Mein Name ist Henry. Ich hätte da mal eine Frage. Wie oft reinigen Sie Ihr künstliches Gebiss?«

Noch bevor Henry lesen kann, fischt sie sich Bücher aus dem Regal im Wohnzimmer und setzt sich damit auf die Couch. Sie geht gewissenhaft Zeile für Zeile durch und blättert dann um.

»Wieso tut sie so, als könnte sie schon lesen?«, flüstert Marion Thomas zu, ohne imstande zu sein, den gebannten Blick von Henry zu lösen. Gäste sind stets beeindruckt von diesem außergewöhnlichen vierjährigen Mädchen.

Noch vor der Grundschule kennt Henry ein paar Buchstaben und entziffert einzelne Wörter. Thomas und Marion lesen ihr jeden Tag vor, und Henry taucht in die Geschichten ein. Beim Frühstück oder Abendessen erzählt sie ihren Eltern die jeweilige Geschichte zu Ende. Thomas ist erstaunt über Henrys Fantasie, Marion macht sie eher Angst. Henrys Versionen der Geschichten sind zwar kindlich, drehen sich aber immer darum zu rebellieren. Hänsel und Gretel zum Beispiel gehen nicht wieder zurück zu ihrem feigen Vater, sondern gründen mit der Hexe eine Wohngemeinschaft im Wald. Wenn sie schon alle einsam im Wald leben, sollten sie doch zusammenhalten, findet Henry.

Ihr erstes Buch, das sie alleine komplett durchliest, ist *Krabat*. Sosehr sie der Meister in der Mühle im Koselbruch auch gruselt, kann sie es doch nicht weglegen. Das Mystische beginnt, sie zu interessieren. In der dritten Klasse liest Henry ihren ersten Stephen King. Heimlich hat sie das Buch *Jahreszeiten. Herbst & Winter* aus dem obersten Regal gezogen und die Geschichte »Herbstsonate« gelesen; sie handelt von Gordie, der mit seinen Kumpels eine Gang gründet. Sie machen sich mit Zelt und Ausrüstung auf den Weg, in der Wildnis die Leiche eines vermissten Jungen zu suchen.

Diese enge Freundschaft zwischen den vier Jungs, ihr Zusammenhalt und ihr Zugehörigkeitsgefühl faszinieren Henry. Und dass sie eine gemeinsame höhere Aufgabe haben – nämlich diese Leiche zu finden. Henry sehnt sich danach, solche Freunde zu haben. Aber mit dem, was ihre Mitschülerinnen

interessiert – Barbies und Pokémon –, kann sie nichts anfangen. Heimlich schaut sie alte Filme im Netz und schwärmt für *Die Träumer*, *Jules und Jim* und *Die Außenseiterbande*.

Mit sieben Jahren beginnen Science-Fiction und Fantasy Henry in den Bann zu ziehen. Und bald bekommt sie einen dreiteiligen Liebesroman eines japanischen Autors in die Hände. Es ist die Geschichte von dem Schriftsteller Tengu und der Auftragskillerin Aomame, die seit ihrer Kindheit ineinander verliebt sind und sich erst nach 25 Jahren wiedersehen. Aber um miteinander leben zu können, geraten sie auf eine parallel existierende Erde, wo zwei Monde am Himmel stehen – nur in einer alternativen Realität finden sie zueinander. Denn alle handelnden Figuren kommen in ihrer eigenen Parallelwelt ihrem wahren Wesen näher – sei es für Tengu und Aomame die mit den zwei Monden, für die alte Dame das von der Welt abgeschottete Schmetterlingshaus oder für den namenlosen Reisenden die Stadt der Katzen, in die er sich flüchtet und nie wieder zurückkehrt.

Dieses Paralleluniversum beschäftigt Henry sehr, fühlt sie sich doch in ihrer eigenen Welt nicht immer heimisch. Sie ist davon überzeugt, dass sie durch einen blöden Irrtum in die falsche Ausgabe ihres Universums hineingeboren wurde. Oft schaut sie abends hoch in den Himmel, denkt an die beiden Monde, die Protagonisten und den langen Weg, den sie gehen mussten. Um wieder zu den Menschen zu werden, die sie als Kinder waren, als sie sich ineinander verliebt hatten. Was für ein Mensch war ich, bevor man mir gesagt hat, wer ich zu sein habe?, überlegt Henry.

Zwanzig Jahre später würde Henry ihrer Therapeutin erzählen, dass sie sich als Kind oft wie ein Schmuckstück gefühlt habe.

»Zunächst war ich ein Versehen. Ein geplatzttes Kondom. Und als ich dann auf der Welt war, hatte meine Mutter eine Wochenbettdepression. Sie konnte mich nicht mal angucken. Das hat sie mir später erzählt. Aber als sie mich endlich annehmen konnte, gefiel es ihr ganz gut, ein Kind rumzeigen zu können. Ich wurde zu einem Statussymbol.«

»Das heißt, Sie glauben, Ihre Mutter erfuhr durch Sie eine narzisstische Aufwertung«, meint die Psychoanalytikerin.

»Wenn Sie das so nennen wollen.«

»Das kann man doch auch als Kompliment sehen.«

»Was soll denn daran ein Kompliment sein?« Obwohl Henry ihn verbergen will, schwingt der Trotz in ihrer Antwort mit. Sie will ihre Mutter einfach nur verurteilt wissen.

»Das Leben als Statussymbol ist ja nicht gerade leicht. Man muss funktionieren. Man muss sich einpassen.«

»Einpassen worein?«

»In das Leben anderer Leute. In dem Fall in das Leben meiner Mutter. Und um etwas Eigenes zu sein, habe ich mir dann eben selber Geschichten ausgedacht.«

»Was meinen Sie mit ›etwas Eigenes zu sein?«

Henry atmet genervt aus. Die Analytikerin macht das oft so: Sie stellt sich bewusst dumm, damit Henry ihre Antwort präzisiert. »Eine eigene Person. Meine Mutter wollte immer eine kleine Prinzessin haben, stattdessen kam dann ich«. Eine Trauer macht sich in Henry breit, die einer Enttäuschung ähnlich ist.

»Und was für Geschichten?«

»Ich habe sehr viel gelesen. Und mir Geschichten ausgedacht, in denen ich eine tolle Heldin war. Und die habe ich dann anderen als Realität verkauft.«

»Eine eigene Persönlichkeit hatten Sie schon, Frau Angermeier. Aber Sie hatten das Gefühl, dass sie nicht ausreicht, kann das sein? Sie wollten etwas Besonderes sein.«

Henry nickt abwesend, den Blick in die Vergangenheit gerichtet.

Die Analytikerin schließt: »Das heißt, Sie haben hochgestapelt.«

In Henry macht sich eine Erinnerung breit.

»Ich glaube, das habe ich von meiner Großmutter.« Gott hab sie selig, schiebt sie in Gedanken nach; ihre Großmutter, die große Geschichtenerzählerin. »Meine Helden aus den Büchern oder Filmen hatten alle ein spannenderes Leben als ich.«

»Können Sie ein konkretes Beispiel nennen, wie Sie hochgestapelt haben?«

Henry überlegt, und ein sanftes Lächeln legt sich auf ihre Lippen. »Auf einer Ferienfreizeit habe ich mal behauptet, mein Name sei nicht bloß Angermeier, sondern Gräfin von Angermeier. Dass wir in einem Schloss leben. Wir nur zu demütig sind, den vollen Titel immer zu nennen. Ich hieß dann während der ganzen Freizeit nur ›Frau Gräfin‹, das hat mir gefallen. Und später, mit Anfang zwanzig, habe ich in manchen Freundeskreisen erzählt, ich hätte schon einen Dokortitel in Psychologie und einen in Philosophie.«

»Und Ihre Freunde haben Ihnen das abgekauft?«

»Ich nehme es nicht an. Aber ich war sehr gut, ich war sehr belesen, konnte alles untermauern.«

»Das heißt, Sie haben sich selbst erhöht in Ihren Geschichten und begründen es damit, dass man Sie zu Hause nicht genug wertgeschätzt hat?«

Henry nickt düster. Wieder trifft die Frau den Nagel auf den Kopf.

»Und als Kind haben Sie sich in die Rolle eingepasst?«

Henry denkt nach. »Nein, ich habe es meiner Mutter schwer gemacht. Zumindest als Statussymbol. Aber als Kind war ich eigentlich ganz normal, soweit ich das beurteilen kann.«

»Hochstapler und Ihr Ich von früher haben etwas gemeinsam. Sie glauben, dass die Realität nicht mit ihrem Selbstbild übereinstimmt. Sie halten sich selbst für etwas Besseres, als sie gegenwärtig sind. So geht es vielen Menschen, und sie reagieren mit vielen verschiedenen Mechanismen darauf. Manche werden zusehends verdrossen und fallen dem Alkohol anheim. Andere krepeln nach und nach ihr Leben um, studieren oder leben sich künstlerisch aus. Und Hochstapler wiederum greifen in die Realität ein, indem sie Lügengeschichten von sich erzählen, um sich ihrem Selbstbild anzunähern.«

5

Mit einer Wollust, wie es nur im Herbst vorkommt, prasselt der Regen auf die Erde. Obwohl es schon dunkel ist, verfehlt er nicht seine Wirkung: Er trifft auf Dächer und Straßen, Fahrräder und Fahrradfahrer. Er bricht sich durch die herbstlichen Baumkronen Bahn bis auf den Asphalt, den er sodann überschwemmt und die Lichter von Berlin sich impressionistisch darin spiegeln lässt. Wo immer Tropfen auf eine Oberfläche treffen, entsteht eine ganz eigene Kakophonie. Pfützen bilden ein feines Grundrauschen, auf Autodächern trommeln sie, überlaufende Regenrinnen geben den Rhythmus an. Sie scheuchen späte Passanten unter Vordächer und stimmen Menschen, die noch vor die Tür wollten, kurzerhand um. Während die Menschen, die schon seit zwei Wochen die Heizungen aufgedreht haben, von einer jener Stimmungen erfasst werden, die sie sich im Sommer schon herbeisehnten. Wenn die Vorstellung, es sich bei Regenwetter mit einem heißen Getränk und einer weichen Decke auf dem Sofa gemütlich zu machen, verlockende Romantik verheißt.

Von der Rückbank aus sieht Henry aus dem Autofenster, kniet sich auf die Polster und schaut durch die Heckscheibe. Belustigt beobachtet sie die Menschen, die mit ihren scheppernden Einkaufswagen durch den Regen hasten. Und dann entdeckt

sie ihre Mutter. Sie hebt zwei schwere Tüten aus dem Einkaufswagen und geht gemächlichen Schrittes zum Auto. Sie wirkt, als müsse sich der Regen eher vor ihr schützen als umgekehrt. Sie öffnet die Beifahrertür und lässt das Rauschen hinein, das die schwarze Limousine so gnädig gefiltert hat. Flutet damit die lederne Gemütlichkeit. Henry hält sich die Ohren zu.

Marion wirft einen Blick auf ihre Tochter. Da sitzt sie, blonde kurze Haare – mit einer kupierten Version eines Pferdeschwanzes –, die Füße auf den teuren Polstern. Marion greift nach hinten und zieht sie ihr von den Ledersitzen. Henry blendet geübt die Ermahnung ihrer Mutter aus. Marion startet per Druckknopf den Motor und lenkt die Limousine vom Parkplatz.

Der Mond wird es heute unmöglich schaffen, durch die Wolken zu brechen. Betrübt lehnt Henry ihre Stirn gegen die kalte Fensterscheibe. Die Stadt wischt an ihr vorbei. Der Regen verwandelt sich in dünne, mal dickere Fäden, die sich außen an der Scheibe hinabschlängeln. Sie haben etwas Verspieltes, das einem Tanz gleicht. Die Lichter der Stadt brechen sich in den Schlieren, wandern an ihnen entlang, drehen die Welt auf den Kopf. Genau so gefällt Henry diese Welt: auf dem Kopf.

Und so lässt sie sich zur Seite kippen und schläft ein. Nicht ahnend, dass, wenn sie wieder aufwacht, ihr Leben nie mehr das sein wird, was es vorher war.

An einer roten Ampel wirft Marion einen Blick auf die Rückbank. Sie lächelt – schlafend ist ihr das kleine Monster am liebsten. Sie greift nach der rauen, schwarz-weiß karierten Wolldecke, die sie sich aus dem Opel ihrer Oma genommen

hatte, nachdem diese gestorben war, und die seit jeher die Autodecke war. Mit einer Hand, den Arm nach hinten ausgestreckt, entfaltet sie die Decke umständlich über dem kleinen, verletzlichen, schlafenden Körper.

Es war ein anstrengendes Wochenende, wie so viele in den letzten Monaten. Unter der Woche führen sie ihr IT-Unternehmen, das Thomas vor fünfzehn Jahren als Start-up gegründet hat und in das Marion nach ihrer Schwangerschaft als Geschäftsführerin eingestiegen ist. An den Wochenenden renovieren sie ihr kleines Landhaus in Brandenburg.

Marion braucht in ihrem Leben Struktur und Planung, schließlich hat sie oft das Gefühl, neben der Firma noch das Privatleben aller Familienmitglieder zu managen. Wie soll so ein Leben, in das sie da hineingeraten ist, auch anders zu meistern sein? Sie hatte immer fest vor, die Welt zu bereisen, Wandertouren durch den Himalaja zu machen, ihre Doktorarbeit zu schreiben, sobald Henry etwas älter wäre. Aber jetzt *ist* Henry etwas älter, geht schon in die siebte Klasse, doch Marions Leben hat sich weiterentwickelt. Es hat sich den Gegebenheiten angepasst. Ihre Träume von damals blieben Träume. Andere Dinge wurden Realität. Und Marion bereut nichts. Eigentlich.

Vor ihrer Berliner Stadtwohnung angekommen, hat der Regen noch immer nicht nachgelassen. Im Gegenteil, gerade jetzt dreht er noch mal so richtig auf. Marion atmet tief ein und still aus. Sie parkt in zweiter Reihe – wie immer gibt es keine freien Parkplätze. Sie will erst all die Sachen ins Haus tragen, die Werkzeuge und die Einkäufe, und dann Henry wecken. Marion marschiert um das Auto zur Beifahrertür, angelt die Tüten aus dem Fußraum und trägt sie zur Haustür. Sie schließt umständlich auf, um die Tür dann an der Wand einzuhaken.

Im Treppenhaus begegnet ihr Frau Reiser, natürlich einen Wäschekorb unter dem Arm und den immer gleichen Hauskittel an. Der Tag will es partout nicht gut mit ihr meinen.

»Ist draußen besseres Wetter?«, tönt ihre Stimme trompetgleich durch den Hausflur, »aufm Land?«

»Heute Morgen kam sogar die Sonne raus«, zwingt sich Marion zum Small Talk. Sie hasst es. Sie gehört zu jenen Menschen, die, wenn sie gefragt werden, wie es ihnen geht, lieber schweigen oder vieldeutig mit dem Kopf nicken, als mit einem »gut, gut« die Wahrheit zu überspielen.

»Und wie geht's Ihnen, Frau Angermeier? Ist schon 'ne ganz schöne Tortur, was?« Frau Reiser hat ihren Wäschekorb abgestellt. Horror! »Das ganze Muttersein, die Wohnung hier, das Haus da! Und dann noch die Firma! Dass man selbst da mal nicht zu kurz kommt!«

»Ich habe leider gerade gar keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten, Frau Reiser. Tut mir leid.« Marion steckt den Schlüssel ins Schloss der massiven Holztür im Hochparterre und stößt sie auf. »Schönen Abend noch!«

Das fahle Licht aus dem Treppenhaus erhellt den Wohnungsflur. Marion macht sich nicht die Mühe, das Deckenlicht anzuschalten, und verschwindet mit den Tüten im Halbdunkel. Der Wohnungsflur ist dunkelrot gestrichen, rechts geht die Gästetoilette und dahinter die Küche ab. Auf der linken Seite hängen Jacken in Schichten, darunter stapeln sich Schuhe, vor allem Henrys. Klack, die Beleuchtung im Hausflur geht aus. Der Flur öffnet sich zu einem weiten, im Dunkeln liegenden Wohnzimmer, das als Berliner Zimmer Straßen- und Hofseite verbindet. Dort, zum Hof, beginnt der lange Flur zu den Schlafzimmern und den beiden Badezimmern. Nach einer ganzen ruhigen Weile taucht Marion wieder auf, tritt in den Hausflur. Frau Reiser hat zum Glück ihren Weg durchs Treppenhaus fortgesetzt.

Die Szenerie, die sich Marion an der Haustür bietet, verändert ihr Leben auf immer. Später wird sie oft davon träumen und erzählen. Und auch Jahre und Jahrzehnte später wird ihr dieser Augenblick so bizarr erscheinen, wie er ihr jetzt vorkommt. Ein Bild, das man malen könnte: Der Regen bildet einen rauschenden Vorhang, vom Lichtkegel der Laterne silbrig gefärbt. Darin parkt ihr nagelneuer BMW noch immer in zweiter Reihe. Eine Gestalt, wahrscheinlich ein Mann, steht am Auto und schaut durch die Scheiben hinein, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Ein Gedanke schließt sich wie eine kalte Hand um Marions Nacken, die Erkenntnis kriecht ihr die Wirbelsäule hinauf: Sie hat das Auto nicht abgeschlossen. Sie macht jetzt zwei Dinge gleichzeitig – sucht in ihren Taschen fieberhaft, aber vergeblich nach der Fernbedienung und ruft ein lautes »Hey!« Eine Fehlentscheidung.

Die Gestalt schaut zu ihr hoch. Marion steht ein paar Stufen erhöht und keine zwanzig Meter entfernt, hat die Person im Visier, doch diese scheint tatsächlich – zu grinsen! Genau kann sie das nicht erkennen, aber etwas an der Haltung der Gestalt drückt Häme aus. Schon folgt ein Gefühl, wie wenn es in der Achterbahn nach dem Fall nach oben geht: Alles in Marions Körper sackt nach unten. Die Schwerkraft nimmt zu. Die Dinge passieren jetzt gleichzeitig und in Marions Erinnerung zäh wie in Zeitlupe: Die Gestalt öffnet die Fahrertür. Marion rennt los, rufend, dann schreiend. Der Regen dämpft ihre Stimme, und sie hat das Gefühl, gegen einen Widerstand anzurennen. Zwanzig Meter werden zu zweihundert. Der Typ steigt seelenruhig ins Auto und schließt die Tür. Die nächste Fehlentscheidung lässt Marion ums Auto herumlaufen, anstatt die näher gelegene Beifahrertür – oder noch besser die Hintertür – aufzureißen. Stattdessen erreicht Marion die Fahrertür in dem Moment, als der Mann die Verriegelung betätigt. Jetzt kann sie

sehen, dass er lächelt. Marion sucht erneut ihre Jackentasche verzweifelt nach dem Schlüssel ab, hämmert mit flachen Händen gegen die Scheibe. Und jetzt hält der Mann den Grund seines siegessicheren Lächelns hoch: den Autoschlüssel. Marion hat ihn im Auto gelassen! Sie schreit durch die Scheibe, deutet auf die Rückbank. Dort sieht sie die schwarz-weiß karierte Wolldecke und darunter ihre Tochter schlafen. Der Regen hämmert auf das Autodach.

Mit einem heiseren Raunen startet der Motor. Marion hält sich am Griff fest. Doch der Wagen fährt mit einer solchen Wucht los, dass ihr der Griff entgleitet und sie sich beinahe das Handgelenk bricht. Sie rennt dem Wagen nach, brüllt um Henrys Leben. Am Ende der Straße, schon weit von Marion entfernt, biegt der Wagen ab.

6

Kidnapper in Deutschland kommen im Jahr auf etwa 80 Entführungsvorhaben. In 20 davon belassen sie es bei dem Versuch, weil sich ihnen im Moment der Durchführung Unvorhergesehenes oder gar Zweifel in den Weg stellen, und so lassen sie vom Opfer ab. 60 allerdings werden durchgezogen. Das macht im Durchschnitt in der Woche eine Entführung. Die Polizei rühmt sich einer 90-prozentigen Aufklärungsquote, demnach kehren 6 dieser Opfer nicht in ihr Leben zurück.

Es gibt kein typisches Profil eines Durchschnittsentführers. Etwas haben aber die meisten gemein: Sie sind überwiegend männlich und blicken auf eine kriminelle Laufbahn zurück. Nur ganz wenige sind Gelegenheitstäter, die sich durch eine Schuldenlage zu der Tat drängen lassen. In den meisten Fällen begehen sie Kapitalentführungen, haben sie es doch auf ein Lösegeld abgesehen. Die Kapitalentführung zählt zu den vier Typen von Entführungen neben der Blitzentführung, wo das Opfer zum nächsten Geldautomaten gezerrt wird; dem Revenge-Kidnapping, wo ein Familienangehöriger aus Rachemotiven geklaut wird; und der Entführung aus Versehen.

In 68 Prozent der Entführungsfälle weltweit wird das Lösegeld bezahlt. 13 Prozent der Geiseln kommen ohne Zahlung frei. 9 Prozent werden befreit, 7 sterben und 3 Prozent von ihnen gelingt die Flucht.

7

Er sitzt auf dem Bürostuhl, der mit braunem Leder bespannt ist, seine besten Zeiten aber längst hinter sich hat. Auf den stählernen Schwingen schaukelt Sven hin und her, um seine Nervosität zu kanalisieren. Er trägt, wie immer in der Werkstatt, seinen Blaumann, darüber den abgewetzten grauen Kapuzenpullover. Seine Lederjacke hängt lässig über der Stuhllehne. Svens Blick wandert aus dem Fenster. Regen prasselt laut gegen die Scheiben. Sven fährt sich durch seine blonden Haare, während er zusieht, wie der Meister das Büro betritt, sich auf den Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtisches setzt und mit der Handkante Zigarettenasche von der Tischplatte in einen Aschenbecher fegt. Die Miene des Meisters sieht gar nicht gut aus.

»Machen wir es kurz ...« Malewski atmet schwer aus, lehnt sich zurück. Sven schwant Übles. »Ich kann dich nicht übernehmen.«

Sven bleibt ruhig. Nickt langsam. »Dann war das alles nur Scheiße, was Sie mir erzählt haben.«

Malewski schüttelt leicht den Kopf. Er ist schon so lange in dem Geschäft, hat seine Kfz-Werkstatt seit 1981 hier im Kiez, sodass er schon alles gesehen hat. Typen wie Sven kennt er zuhauf und müsste lügen, wenn er behaupten würde, er käme mit denen nicht klar. Und ausgerechnet Sven mag er